

Sag mir, wie du wohnst...

Autor(en): **Jahn, Ruth**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **75 (2000)**

Heft 1: **Fassaden neu verputzt und frisch gestrichen**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-106829>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

SAG MIR, WIE DU WOHNST...

Wer sich einrichtet, setzt sich in Szene. Das Szenarium wechselt dabei mit unserem Lebensstil, mit Stimmungen und Launen. Die Möbel, die Pflanzen und überhaupt alles, was so herumsteht, werden zu Trägern von Botschaften. Ob wir nun Ordnung lieben und unsere Habseligkeiten gerne büscheln oder ob wir uns zu den «Messies» zählen, den unverbesserlichen Chaoten: Wir hinterlassen unsere Spur in Räumen.

TEXT: RUTH JAHN*
ILLUSTRATION: CLAUDIA GINOCCHIO

Ein Jaguar-Cabrio oder ein Bentley kurvt gewöhnlich an mir vorbei, ohne dass ich meinen Kopf drehe. Aber bei Spaziergängen über städtische Hügel bekomme ich regelmässige Stielaugen: Die Villen, umsäumt von sauberen Kieswegen

«Eine Villa im Grünen mit grosser Terrasse... Neun Zimmer, – nein doch lieber zehn.»

und überdimensionalen Parkbäumen, haben es mir angetan. Friedlich und besonnt liegen sie da, mit Aussicht auf die Stadt, auf die Berge und vielleicht sogar aufs Meer – und ärgern

mich. Winterfeste Gartenstühle aus Plastik machen auch vor dem Nobelquartier nicht Halt, klar. Aber was weit schlimmer wiegt als die geschmacklose Möblierung der Gartenanlagen, ist ihre Nichtbenutzung. Ich traue meinen Augen nicht: idyllische Gartenhäuschen, Glyzinien-Veranden, lauschige Frühstücksnischen unter Fliederbüschen – all diese Wunderplätze sind leer! Sind dies alles Zweitvillen? fragt sich der Zaungast. Wie schön das verlassene Haus wohl innen ist, das Cheminée, die Glas-Schiebetüren, die Füssli-badewanne im schwarzweiss gekachelten Bad, daran ist gar nicht zu denken. Da gibt es nur eins: enteignen!

ANPASSUNGSFÄHIG Wohnräume sind naturgemäss unbescheiden: Lofts und andere Hallen sind nach wie vor hoch im Kurs, aber auch eine schnuggelige Dachwohnung im Pariser Quartier latin mit Blick auf

die Sacré-Coeur würde manch einem zum Glück genügen. Kurt Tucholsky stellte sich sein Traumhaus so vor: «Eine Villa im Grünen mit grosser Terrasse, vorn die Ostsee, hinten die Friedrichstrasse und vom Badezimmer aus ist die Zugspitze zu sehn... Neun Zimmer – nein, doch lieber zehn!»

Dabei sind wir zu 80 Prozent durchaus glücklich in unseren realen Wohnungen und Häusern. «Besonders Frauen und ältere Menschen sind mit ihrem Wohnumfeld zufrieden», sagt die Psychologin Rotraut Walden von der Uni Koblenz. Sie beschäftigt sich seit Jahren mit psychologischen Aspekten des Wohnens. Wohl wüssten wir genau, welche Ansprüche wir in unserem Traumhaus verwirklicht haben wollten, aber gleichzeitig zeigen wir beim Wohnen laut der Psychologin «eine geradezu phänomenale Anpassungsgabe». Und das kommt nicht von ungefähr. «Was man nicht verändern kann, stört einen weniger», meint sie. Bereitwillig beugen wir uns den Sachzwängen. Strassenlärm, enge Räume oder schlechte Architektur nehmen wir in Kauf und erklären, dass uns das Zügeln schlicht zu anstrengend wäre – bei dem Mietzins können wir schliesslich nichts sagen.

WIE EIN NEST ODER EINE HÖHLE «Wohnen» war nicht immer gleich «Wohnen». Dies lehrt uns die Etymologie. Die eigentliche Bedeutung des Wortes war ursprünglich: «nach etwas trachten, etwas gern haben». Dar-



Ob Sammler...

* Ruth Jahn ist freie Journalistin in Zürich, kürzlich ist sie in eine Genossenschaftswohnung gezogen – fünf Jahre WG waren genug.

aus hat sich die Bedeutung des Wortes dann zu «sich gewöhnen, zufrieden sein» entwickelt. Erst heute heisst Wohnen schlicht «sich aufhalten». Aber ganz so nüchtern sind wir dem Wohnen gegenüber nicht eingestellt: Wohnen ist auch heute keine Nebensache. Wohnen ist uns sogar wichtiger als Arbeit, Freundschaft, Gesundheit und Freizeit! Dies geht jedenfalls aus einer englischen Umfrage hervor, die Ende der 80er Jahre gemacht wurde, nachzulesen in dem Buch mit dem schönen Titel «The Psychology of Happiness». Demnach belegt das Wohnen unter den wichtigsten Quellen der Zufriedenheit Platz vier – nach Familie, Ehe und Finanzen.

Gute Wohnverhältnisse werden heute von PsychologInnen als eine Voraussetzung für die Bewältigung ausserhäuslicher Anforderungen und Probleme angesehen. Wer kein Zuhause

«Mit Bildern an der Wand, mit Wimpeln und Pokalen sagen wir: Das bin ich!»

hat, dem fehlt nicht nur Musse, sondern auch ein Stück Identität. Schliesslich bedeuten Haus und Heim mehr als ein Dach über dem Kopf. «Evolutionstheoretisch betrachtet, ist die Wohn-

ung etwas wie ein Nest oder eine Höhle», meint die Architekturpsychologin Rotraut Walden. Ein Ort also, der uns Geborgenheit vermittelt, ein Ort, an den man jeden Tag nach dem Sammeln und Jagen (oder moderneren Aktivitä-

ten) wieder zurückkehrt. «Das heimische Habitat ermögliche zudem den Rückzug vor unkontrollierten Reizen oder Stress», erklärt Rotraut Walden.

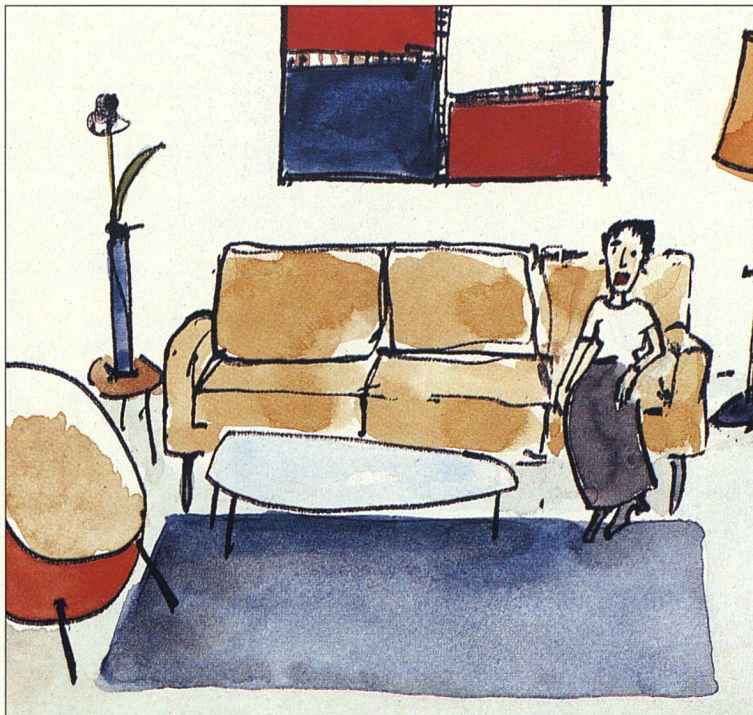
LARA CROFT UND LE CORBUSIER Wenn man Kleider als zweite Haut bezeichnet, so ist die Wohnung wohl unsere dritte. Und genau wie das Kleid soll die Wohnung uns nicht nur schützen, sie soll auch eine Gattung machen. Für Rotraut Walden hat schon die Auswahl der Wohnung und besonders auch die Möblierung und das Aufstellen persönlicher Dinge eine wichtige psychologische Funktion: die Selbstdarstellung. «Mit Bildern an der Wand, mit Fotos, Wimpeln und Pokalen wollen wir sagen: Das bin ich!»

Dieses Ich steckt bei den einen in liebevoll arrangierten Details: sei es nun das Trockenblumengesteck auf der Holzkommode, die Elefantensammlung auf dem Lautsprecher oder der Lara-Croft-Kleber am Kühlschrank. Bei weniger Romantischen offenbart sich das Ich eher im frisch gebohrten Linoleumboden oder im Le-Corbusier-Sofa.

Traditionalistinnen, Asketen, Minimalistinnen, Protzer und Sammler – alle haben sie ihren eigenen Möblierungs-Stil. Ob die Möbel dabei aus dem Brockenhaus stammen oder beim Möbelmarkt in Pratteln, Lyssach oder Spreitenbach gekauft werden, egal, solange sie nicht in ganzen Kombinationen angeschleppt werden. Sets von der Stange gelten als seelenlos. «Heute kauft niemand mehr ein Schlafzimmer, nicht mal mehr Polstergruppen sind gefragt», meint Sibil Tomaschett, Geschäftsführerin von Wohnbedarf Zürich. Die Zeiten, als man mit zwanzig die ganze Aussteuer gekauft hat, seien vorbei, ist sie überzeugt. «Statt einem billigen Bett kaufen wir uns heute ein Bett mit einer guten Matratze, das Sofa wird dann eben erst nächstes Jahr erneuert.»

«Wie bei der Kleidermode ist heute auch in Sachen Einrichtung alles erlaubt», glaubt Stephan Heim von der Redaktion des Trendmagazins «forecast». Junge, die heute ihre erste Wohnung einrichten, würden Möbel und Stile mixen. «Sie kombinieren alte Möbel von den Eltern mit ganz alten von den Grosseitern.» Obligat sei natürlich auch die Fahrt zu IKEA. Möbel aus den 70ern hält Stephan Heim wider Erwarten für nicht besonders trendy. Sicher ist für ihn vor allem eins: So clean wie in den 80er Jahren – designt, geometrisch und aufgeräumt – wohnen die Jungen von heute nicht mehr: «Die Logen sind in den letzten Jahren lieblicher geworden, Chromstahl und Glas sind definitiv vorbei!»

GLEICHE BERUFE, ÄHNLICHE EINRICHTUNG Ein Blick ins Wohnzimmer sagt mehr als tausend Worte. So erweist sich der Besuch bei neuen Bekannten mitunter als aufschlussreich: Etwa kann eine harmlose Makramee-Eule rasch Klarheit bringen – und einer aufkeimenden Freund-



...Asketin...

schaft ein jähes Ende breiten. Aber so schlimm muss es ja nicht kommen. Zumindest Menschen aus gleichen Berufen haben einen ähnlichen Geschmack und richten sich ähnlich ein. Das haben drei Zürcher Soziologinnen herausbekommen, die sich bei zwei Berufsgruppen umgesehen haben: bei ElektroingenieurInnen und SozialarbeiterInnen. Zeig mir, wie du wohnst, und ich sage dir, welchen Beruf du hast!

Die Wohnungen von HTL-ElektroingenieurInnen gleichen sich: Die Einrichtung ist meist traditionell und funktionell. «Man orientiert sich am Möbelkatalog», sagt Christina Schumacher, eine der Autorinnen der Untersuchung. Die Essecke sieht bei den Ingenieuren etwa so aus: Ein runder Tisch ist umgeben von vier bis sechs Stühlen mit halbrunder Lehne, und gekrönt ist das Ganze von einer zwiebel-förmigen Lampe. Sogar der Fernseher ist für die Lebensstilforscherin der Träger einer Botschaft: ElektroingenieurInnen bringen ihn gerne in einer Wohnwand unter oder stellen ihn prominent auf ein «Medien-Möbel». Die SozialarbeiterInnen sind spielerischer. Sie stellen den TV lieber auf einen Harass mit einem Tüchli. «Sie bringen es nicht übers Herz, etwas in seiner kruden Funktionalität stehen zu lassen», vermutet Christina Schumacher.

Die Wohnungen der SozialarbeiterInnen sind laut der Studie weniger einheitlich als die der IngenieurInnen. Die Einrichtungen der sozial Tätigen konnten die Autorinnen drei verschiedenen Typen zuordnen. Die Einrichtung der «Gestylten» wirkt schick, zurückhaltend und modern, auf farbliche Abstimmung wird Wert gelegt.

Die «Kultivierten» richten sich geschmackvoll ein und arrangieren sorgfältig. Ihre Möbel sind zum Teil antik, Spannteppiche kommen ihnen nicht ins Haus. Der dritte Typ im Sozialkuchen besticht – etwas böse gesagt – durch die Vernachlässigung der Einrichtung. Die Möbel sehen abgenutzt aus und sind eher praktisch als schön, auf Originalität aber wird geachtet. Interessantes Resultat der Studie: die kultiviert eingerichteten SozialarbeiterInnen waren allesamt älter als die Gestylten – ein Zeichen von «beruflicher Sesshaftigkeit», meinen die Autorinnen.



...Minimalistin...

KUNST AUF DEM KLO Eine Wohnung vermittelt durch Einrichtung und Grösse den sozialen Status ihrer Bewohner. «Was wir anstreben, ist eine Deckung zwischen unserer Kultur, unseren Werten und der Wohnumwelt», sagt die Architekturpsychologin Rotraut Walden. Der amerikanische Soziologe David Halle gibt der Einrichtung sogar eine politische Dimension: Er untersuchte Kunstgegenstände in amerikanischen Haushalten und fand unter anderem heraus, dass Demokraten afrikanischer Kunst viel Respekt zollen und sie würdevoll platzieren. Bei Republikanern hingegen fänden sich Statuen der primitiven Kunst nicht selten in den wenig repräsentativen Räumen: in Küche oder auf dem Klo.

Wie die VillenbesitzerInnen wohl ihre WCs dekorieren? Ich werde sie nicht fragen können – sie sind sicher wieder im Bentley an mir vorbeigerauscht... ■



...oder Protzer – alle haben sie ihren eigenen Möblierungsstil.